



Gnooty.

Von Jack London.

Am 1. Mai trafen sich die Tiere des Dschungels unter der Baumkrone der tausendjährigen Tamarinde. Diesmal waren auch die Haustiere eingeladen worden, dem die Allianz der Tiere vorbereitenden Kongreß beizuwohnen.

Auf der Tagesordnung stand der vom Kalb Karnia eingebrachte Initiativantrag über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit den Menschen, und ein zweiter, der den Kolibri Gnooty zum Autor hatte: Stellungnahme zur Regierungsform und ihrem Oberhaupt.

Die Tiger, Elefanten, Mäuse, Krokodile, Hunde, Giraffen, Wölfe, Raben, Katzen, Kamele, Tauben wimmelten in Erwartung der großen Auseinandersetzung aufgeregter durcheinander. Gottes Tiergarten war vollzählig aufmarschiert. Die Delegierten drängten sich im Schatten der Tamarinde und unterhielten sich über die außergewöhnliche Tagesordnung des Kongresses, dem diesmal der Zusammenschluß aller Tiere gelingen sollte. Ein historischer Augenblick, den niemand veräumen wollte. Die „Bon-Fauna“, immer als Utopie, als Hirngespinnst aufgenommen, sollte diesmal Wirklichkeit werden. Hund und Katze, Fuchs und Huhn, Wolf und Kalb, Adler und Zicklein, Schlange und Maus, sie alle sollten einander niemals wieder Feind sein; Friede, Freundschaft, Aufbauarbeit war die große Parole.

Die Entgiftung der Atmosphäre, von der seit Jahr und Tag die Rede war, diese zur Phrase gewordene Forderung, sollte aus der Theorie in die Praxis übertragen werden. Die Abrüstung, die oben an auf dem Programm stand, sah eine große Zahl praktischer Maßnahmen vor: die Ottern sollten sämtliche Giftzähne, die Hirsche ihre Geweihe, die Elefanten ihre Stoßzähne, die Pferde ihre Hufe, die Bären ihre Pranken, die Sturks ihre ägende Lauge, die Katzen ihre Krallen, mit einem Wort: die wehrhaften Tiere sollten ausnahmslos ihre Waffen abliefern, um die Pazifizierung des Tierreiches praktisch vorzubereiten.

In den Nesten saßen die Reporter und harrten der kommenden Dinge.

Der Kongreß wurde schloß zwölf Uhr mit einer feierlichen Begrüßungsan-

sprache des nicht gerade gesinnungstüchtigen Affen Rico, dem gleichzeitig auch der Vorsitz übertragen war, eröffnet. Sodann sprach das Kalb Karnia, aus dessen Rede die glühende Flamme der Revolution aufloderte:

„Freunde!“ sprach Karnia und schwang sich auf die aus Nesten und Buschwerk improvisierte Rednertribüne. „Wir sind hier zusammengekommen, um das Joch der Knechtung abzuwerfen. (Minutenlanger Beifall.) Die Abschachtung unserer Artgenossen durch die Menschen muß ein Ende haben! Die Grausamkeit der Menschen muß pariert werden! Wir haben den Menschen nichts getan; sie mögen uns ungeschoren lassen. (Die Schafe applaudierten.) Wir fordern, daß die Menschen aufhören, an uns ihre Mordinstinkte auszutoben.“

Minutenlanger Beifall unterbrach die unmißverständlichen Worte Karnias.

Die Rennpferde, die ihre aristokratische Welt ins richtige Licht rücken wollten, hielten sich ostentativ abseits, als wollten sie Distanz wahren zwischen sich, den Abkömmlingen nichtsteuerlicher Rassepferde, und dem gemeinen Volk, dem Pöbel, das sich aus Kalbern, Kühen, Hunden, Schafen, Kamelen und ähnlichem Getier rekrutiert.

Coriolan, der stolze Apfelschimmel, dessen Schwanenhals eine prachtvolle Mähne zierte, trat vor und bat um das Wort, um auf die leidenschaftlichen Ausführungen zu antworten. Die Popularitätshäuferei, die in seinen Worten lag, mahnte die antipartikularistisch stimmenden Kongreßteilnehmer zur Vorsicht.

„Wir Renn- und Rassepferde“, das die ersten Worte des Apfelschimmels waren, „haben nicht den geringsten Anlaß, uns eurer demagogischen Forderung anzuschließen. Ihr wollt den verderblichen Massenhaß in unsere Reihen tragen.“

Schmährufe hagelten auf den Redner nieder, leidenschaftlicher Widerspruch wurde laut, minutenlang tobte der Lärm. Der Apfelschimmel Coriolan mußte in seinem Vortrag innehalten. Die Jungferde antworteten auf die Ausführungen Coriolans mit dem Grobus ihrer Anhänger. Es schien, als sollte sich der Kongreß in ein Chaos verwandeln.

Der Löwe und seine Getreuen grunzten vor Vergnügen. Ihnen lag daran, das Programm des Kongresses mit allen Mitteln zu sabotieren. Und sie fanden ein paar Duzend verräterischer Lafaiaenseelen, die ihnen blinde Gefolgschaft leisteten.

„Ihr Feiglinge! Ich kämpfe mit offenem Bistert! Hört mich an, dann antwortet!“ donnerte der Apfelschimmel und stampfte das Erdreich unter sich auf.

Diese Worte wirkten Wunder. Der Vorsitzende schwang das Bambusrohr und mahnte zur Ruhe. Drei Affen, die inzwischen ein Kokosnußbombardement gegen die Regierungsbank eröffnet hatten, wurden zur Ordnung gerufen. Fünf Sturks, die Stinkbomben in die Versammlung geworfen hatten, wurden kurzerhand ausgeschossen, trotz lebhaften Widerspruchs der Tauben, die gegen die unparlamentarische Art des Kongresses demonstrierten. Schärfsten Protest löste die Forderung des Löwen aus, der die Wahrung seiner unantastbaren Rechte forderte.

Dann nahm Coriolan den Faden wieder auf.

„Wir Rasse- und Zuchtperde haben seit Jahr und Tag eine gute und überaus lobliche Behandlung erfahren, uns ist kein Leid geschehen, wir bedauern, euch unsere Gefolgschaft verweigern zu müssen.“

Die Rechte, auf der alles stand, was sich über den Pöbel erhaben glaubte, die Zebras, die Leoparden, die Adler und natürlich auch eine Anzahl Affen, Schafe, Esel, Kamele und Nashörner, sie alle triumphierten.

Die Linke aber lärmte und tobte und dem Apfelschimmel flogen die größten Schimpfendörner an den Kopf. Davon waren Verräter und Schuft die mildesten Inbektiven.

Die Mitte, in der die Elefanten und Hunde in der Majorität waren, wahrte Haltung und Ruhe.

Als der Lärm anschwellte und die Ausführungen des halbstarrigen Redners im Chaos der aufeinander eindringenden Delegierten untergingen, trat Carlo vor, der Neufundländer, der überall die aufrichtigsten Sympathien genoss, und machte seine vermittelnden Vorschläge.

Lied der Maschinen.

Aus dem Sprechchor für den 1. Mai.

Arbeitsgenossen, hört:
Laßt euch nicht betören;
Wir Maschinen wollen euch gehören,
Es ist ein falsches Lied,
Das da lügt,
Die Maschine sei der Seele Dieb!

Wir Maschinen, Kolben und Stangen
Halten euch nicht gefangen.
Wir Zahnräder
Betten nicht,
Wir Kontrolluhren
Haben kein frommes Gesicht.
Wir summenden Herzen der Motoren
Haben den Ellensinn verloren,
Wir Maschinen,
Wir tausenden Riemen
Wollen unsern Bewegern dienen!

Arbeitsgenossen, hört
Den Rhythmus der Exzenter:
Poche — poche
Fünf-Tage-Woche!

Arbeitsgenossen, hört.
Die Wasser rauschen,
Ihrem Liede müßt ihr lauschen:
Elektro-Kilowattstunde — —
Ihr müßt nicht schustern wie die Hunde — —
Elektro-Kilowattstunde — —
Hört das Lied der Maschinen:
Wir wollen euch Genossen dienen — —
Poche — poche
Fünf-Tage-Woche!

Hans Ott.

„Freunde!“ war Carlos Anrede. „Wir sind hier zusammengelommen, um die „Pan-Fauna“ zu konstituieren. Statt dieser historischen Aufgabe Rechnung zu tragen, alle Kräfte darauf zu konzentrieren, damit unsere Knöchelschaft ein Ende hat, liegen wir einander in den Haaren, als ob wir dumme Rangen wären. Ich muß sagen, ein schlechteres Beispiel könnten wir unseren Widersachern gar nicht geben. Was tut uns not, um unsere Forderungen durchzusetzen? Einigkeit, Einigkeit und wieder Einigkeit! Einer für alle, alle für einen! Das war die Parole, die den streitbaren Menschen zur Einigung verholfen hat. Nicht zu ihrem Schaden. Denn Einigkeit macht stark und widerstandsfähig. Wenn wir einig sind, dann können wir den Menschen unsere Bedingungen vorschlagen, und ich bin ganz sicher, daß man uns anhören wird. Ich bin ein prinzipieller Gegner von blutigen Waffengängen, ich möchte daher vorschlagen, daß wir die Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Kongresses in Güte austragen.“

Eisiges Schweigen. Plötzlich sprang der Kolibri Snooty auf und sprach mit flammender Begeisterung:

„Was wollt ihr? Bitten wollt ihr, wo ihr fordern sollt?! Das Recht ist auf unserer Seite und ihr wimmert um Gnade, ihr Narven. Wenn der Mensch euch ob eurer billigen Forderungen abschlächert, was dann? Dann sind wir fertig mit euch! Hinaus mit den Feiglingen und Kompromißlern aus unseren Reihen! Es gibt kein Zurück. Vorwärts ist unser Kriegsruß! Wenn ihr euch noch lange besinnt, dann habt ihr verloren, noch ehe ihr begonnen habt. Wir haben augenblicklich die Macht in unseren Hän-

den, schaffen wir uns damit unser Recht, nichts anderes als unser Recht. Sonst kann's geschehen, daß die Macht unserer Widersacher dazu mißbraucht wird, unser Recht auszutilgen, uns niederzuknüppeln...“

Frenetischer Beifall lohnte die mutigen und unzweideutigen Worte Snootys, des Kolibris, der dort oben stand, auf der improvisierten Rednertribüne, und seine Argumente gleich Donnerkeilen in die aufhorchende Zuhörererschaft schlugerte.

Der Löwe forderte das Wort.

„Laßt euch nicht ins Bodshorn jagen! Dieser unreife Raseweis spricht ins Blaue, ohne jedes Verantwortungsgefühl...“

Aber man wollte den Löwen nicht anhören.

„Abstimmen! Abstimmen!“ schrien die Kongreßteilnehmer.

Niemand wagte, sich dieser kategorischen Forderung zu widersetzen.

Mit Stimmenmehrheit wurde der Antrag über die „Pan-Fauna“-Konstituierung

angenommen, und ebenso jener, der den Hoheitsrechten der Menschen über die Tiere ein Ende bereiten sollte.

Noch einmal schwang sich Snooty auf die Rednertribüne und sagte:

„Ich schlage aus Anlaß der zustandegelommenen Einigung der Kongreßleitung einen mächtigen Demonstrationzug durch die Wohnstätten der Menschen vor...“

Der Antrag wurde mit Beifall angenommen.

Als sich aber der Zug formieren wollte, sprang der Löwe vor und gebot Einhalt.

Aber niemand hörte auf ihn.

Alles folgte dem Kolibri Snooty, der über die angemahnte Autorität des hirnerfaltten Löwen triumphierte.

Der Sieg war in seiner Hand.

Der Löwe trollte sich von dannen.

Er konnte wohl die arglosen Tiere des Dschungels anspringen, aber den Höhenflug des Kolibris vermochte er nicht zu hemmen.

Weltgeschichte des Goldes.

Von R. Francé.

Wieder einmal leben wir in einer Zeit, in der uns kein Wort so häufig begegnet wie jenes Zauberwort alles Wirtschaftslebens: Gold. Neben den Edelsteinen und dem Radium und Platin ist es die kostbarste Substanz aus dem toten Reiche der Steine, um die sich des Menschen dramatisch bewegtes Leben schlingt. Es ist uns heute klar, daß ein nicht unerheblicher Teil der Kräfte, die wir bewohnen, aus Gold bestehen muß; sonst könnte nicht das spezifische Gewicht der Erde so ansehnlich sein. Aber auch abgesehen von den für uns unerreichbaren Tiefen der Erde, in denen dieses Gold wohl ruhen mag, durchdringt es eigentlich auch die ganze Oberfläche, freilich in so fein zerteilter Weise, daß es der Habgier des Menschen, der bei diesen Worten der Wissenschaft aufmerksam aufhorcht, wenigstens noch auf lange hinaus entrückt zu sein scheint. Die chemische Analyse hat nachgewiesen, daß das Meerwasser in gelöstem Zustande einen nicht unerheblichen Bruchteil Gold enthält, dessen Gesamtmenge in den Weltmeeren eine Summe darstellt, die den gegenwärtigen Goldvorrat der Banken um ein Vielfaches übertrifft, weil sie, auf die Menschheit verteilt, jeden etwa zum vierzehnfachen Millionär machen würde. Findige Ingenieure und Chemiker sollen sich denn auch schon in Versuchen abmühen, dem Meerwasser dieses Gold zu entreißen. Sie würden jedoch der Menschheit einen üblen Dienst damit erweisen, denn sie würden das heute so vielbegehrte Edelmetall so gründlich entwerten, daß sich die Phantasie die neue wirtschaftliche Krise, die eine so reiche Goldgewinnung nach sich ziehen müßte, gar nicht düster genug ausmalen kann.

Wenn man die phantastischen Beschreibungen liest von den grauenvollen Begebenheiten, die sich im Jahre 1848 in Kalifornien abspielten, als dort beim Bau einer Sägemühle das erste Gold entdeckt wurde, und die sich im Jahre 1861 im australischen Victoria wiederholten, wo das Goldfieber binnen kurzem 130.000 Menschen zusammenströmen ließ, die sich gegenseitig betrogen, wie wilde Tiere verfolgten und ermordeten, wenn ihnen das Glück nicht so günstig wie dem Nachbarn war, ein Borgang, der auch im Jahre 1896 nochmals auflebte, als man am Klondyke in Alaska neuerdings große Mengen von Gold im Sande des Flusses fand (man denke an den Roman „Lothar des Goldes“ von

Jack London), dann versteht man erst den traurigen Zug der Weltgeschichte, in der das Gold, und was mit ihm zusammenhängt, stets eine größere Rolle gespielt hat als alle geistigen Bedürfnisse des Menschen. Vom Zuge der Argonauten nach Koldis um das „Goldene Vlies“ bis zu dem Eroberungsheere des großen antiken Heros Alexander nach Persien und Indien, dem Glanze des römischen Weltreiches und dem Genie des kaiserlichen Eroberers drehen sich die großen Weltbegebenheiten immer um das Gold. Man braucht nur genügend Einblick in sie zu haben, um ihr letztes Motiv zu erkennen.

Der siebenbürgische Zigeuner gerät noch heute manchmal auf den Gedanken, eine Ochsenhaut mit den Haaren nach oben auf den Grund eines der goldführenden Bäche zu breiten, denn er hofft, wenn er nach einigen Tagen wiederkommt, darin etwas angeschwemmten Goldstaub zu finden. Gleiches taten schon in uralten Zeiten die Menschen am Schwarzen Meere, und das geheimnisvolle „Goldene Vlies“, das die griechische Sage so dichterisch auszubilden wußte, ist nichts anderes als das mit Goldstaub bedeckte Lammfell von Goldwäschern, das den Reid und die Raublust der Griechen unter Jasons Führung erweckte. Was lockte Alexander den Großen nach dem Fernen Osten? Waren es die Sagen von den ungeheuren Goldschätzen, die zu Persien aufgehäuft seien? Wir wissen es nicht. Wir kennen nur eine Legende, nach der Alexander der Große von Persien wirklich gediegenes Gold im Werte von 500 Millionen Mark (!) nach Hause brachte, um den Glanz seines Weltreiches zu begründen. Was trieb die Phöniker zu ihren kühnen Zügen aufs unbekannte Weltmeer hinaus? Warum führen sie rastlos nach Spanien? Sie beuteten die Goldschätze dort aus, und die alte Sage vom Goldland Ophir im fernen Süden ließ sie nicht ruhen, bis sie Afrika umschiffen hatten. Die Sucht nach dem Golde begründete das römische Weltreich, denn, um populär zu sein, mußte der siegreiche Feldherr Gold an die Bürger der ewigen Stadt verteilen. Mit Gold erkaufte er die Gunst des Senates und des Volkes; Gold aber gewann man nur auf den Feldzügen in fernen Ländern. Und so wanderten Legionen rastlos durch die Wildnisse der alten Welt, holten Gold und brachten dafür das Schwert, römisches Recht und römische Sitte. Die ganze Neu-

entdeckung der Wissenschaft durch die mittelalterliche Gelehrsamkeit hatte eigentlich nur ein Motiv: Man wollte den Stein der Weisen finden, durch den man alles in Gold verwandeln könnte. Das Gold stand also auch an der Wiege der Naturwissenschaften. Was trieb Kolumbus über das Weltmeer? Man sagte: Die immer deutlicher werdende Erzählung von der „Insel Zipangu“, wo man in goldgedeckten Häusern wohne. Und als die Spanier in Amerika landeten, was lockte sie in tausend Gefahren unter das mörderische Klima, in die verderbenbringenden Wildnisse? Eine Sage und eine Wirklichkeit. Das Märken vom Dorado, zu deutsch: vom vergoldeten Manne, und die Wirklichkeit, daß gefangene südamerikanische Indianer in aller Unschuld mit goldenen Angelhaken fischten, weil das Material so leicht zu beschaffen und am besten zu bearbeiten war. Sie mußten diese Unschuld bitter bezahlen; ihr ganzes Volk wurde von den goldgierigen Bleichgesichtern ausgerottet, die aber zur Strafe selbst zu Tausenden umkamen auf ihren abenteuerlichen Zügen nach dem Dorado, das sich zu guter Letzt ebenfalls als eine Art Wirklichkeit herausstellte, denn der vergoldete Mann war ein Hoherpriester, der unter symbolischen Zeremonien jeden Morgen mit Goldstaub eingerieben wurde und dann in den Fluten des heiligen Sees badete, in dem noch heute der Goldschatz der Inkas verjagt ist.

Weil er genug Gold hatte, konnte der französische „Sonnenkönig“, Europa mit seinem Glanze überstrahlen. Dieser Glanz ging nur vom Golde aus, denn die Memoiren des Grafen von Lauzun sagen es mit nüchternen Deutlichkeit: Als die Bankrotte an der Tagesordnung waren, als uns das Gold ausging, verloren wir die Macht, und dann kam die Revolution. Wer noch daran zweifelt, dem sagt die Geschichte des neuen Geistes, das nach dem Sonnenuntergang des ancien régime am Himmel Europas aufging, wieder das gleiche. Napoleons Glück waren die Erobererzüge, die 600 Millionen Franken in seine Hände gaben. Sein Unglück war, daß er sie ausgeben mußte, um seine Soldaten zu begeistern. Als er mit den Geldern am Ende war, konnte er nach Leipzig und Waterloo keine neuen Heere mehr organisieren. In dem Augenblick, da ihn das Geld verließ, verließen ihn das Glück, die Treue, die Liebe und das Schicksal.

Menschen von heute.

Die kleine Erzählung von Vikian Lotterham charakterisiert trefflich den Menschen von heute, den von kapitalistischer Hast getriebenen, von der Jagd nach Erwerb und Profit rühelos gewordenen „zivilisierten Europäer“, dessen guter Kern vom Kapitalismus trotz alledem nicht völlig verdorben werden konnte, welchen guten Kern wir Sozialisten wieder zur Entfaltung bringen müssen.

Menschenreihen hasten, Knapp aneinander gepreßt, aneinander vorbei. Verschlossen sind ihre Gesichter; sie zeichnen die Last des Tages. Nichts könnte sie aufheitern, nichts sie aus der Triebmühle des dumpfen Vorwärtsdrängens bringen.

Plötzlich stehen die Kolonnen. Sie starren auf die Straßennitte. Angst in den Blicken der einen, Mitleid oder Erbarmen in denen der anderen. Was ist geschehen?

Ein junger Spaz ist aus dem Rest gefallen. Jetzt sitzt er hilflos in der Straßennitte am Asphalt und schreit. Er schreit mörderisch laut und scheint sich gar nicht gemüßigt zu fühlen. Eine Späzin umflattert den Kleinen

und versucht, ihm Anweisungen zu geben, die aber nicht befolgt werden können, denn die Flügel sind noch zu schwach und klein, als daß sie den Körper wegtragen könnten.

Da . . . die Katastrophe naht. Und zwar in der monströsen Gestalt eines Autos. Gigantische Pneus gleiten lautlos über den Asphalt, schieben sich vor wie Riesenwalzen, um alles unter sich zu zerpressen, zu zerquetschen. Und der kleine Spaz . . .

Er schreit mörderisch, der Kleine, schlägt mit den Flügeln den Asphalt und versucht, emporzukommen. Da dieser Versuch mißlingt, so schiebt er sich eben am Boden vorwärts. Und gerade nach der falschen Richtung hin: auf die Riesenpneus zu, die immer näher gleiten.

Die Menschenkolonnen stehen und starren auf diesen Kleinen Spaz. Ein Schrei liegt auf den Lippen aller. Entsetzen, Angst lagert in aller Augen.

Der Autobus schiebt sich näher. Leise knirschend wippt er über den glatten Asphalt. Das Bangen der Menschen wird größer, erfasst sie

vollkommen. Wird der Lenker ausweichen können? Wird dieses arme Tierchen von dieser Katastrophe verschont werden? Die Späzin fliegt mit einem Verzweiflungsschrei davon. Der Kleine flattert wild umher — und schon verjähwundet er unter dem Autobus. Haben ihn die großen Räder erfasst? Ist er zermalmt? Die Frauen legen die Hände vor die Augen, die Männer warten mit besorgten Mienen: wird der kleine Spaz als blutiger Brei auf dem Asphalt zurückbleiben?

Der Autobus gleitet weiter, und mörderisch schreiend flattert der kleine Spaz hervor, hüpfet und flügel über die Straße hin und verfrachtet sich unter einem Obstand. Ein Aufschrei schleicht über die Menschenkolonnen hin. Glückliches Lächeln, Zufriedenheit mit dem Schicksal spiegeln sich in aller Augen. Die Kolonnen setzen sich wieder in Bewegung. Knapp aneinander gepreßt, hasten sie aneinander vorbei, mürrische Gesichter zeigend. Sie sind wieder Kämpfer geworden um den Alltag, um die Sorge von heute auf morgen.

Jagd nach dem Gummi.

Ein tragisches Kapitel aus dem Epos der Wirtschaft.

Nach Meldungen des englischen Generalkonsulats in Sao Paolo soll der englische Forscher Oberst P. S. Fawcett, der vor sieben Jahren im brasilianischen Urwald verschwunden ist, noch am Leben sein. Die Meldungen sagen, daß der Gelehrte im Sumpfbereich des Mato Grosso von Indianern gefangengehalten wird.

In einem Reisebrief Arnold Höltriegels des begabten Reporters, steht der Satz: „Das künftige Epos vom Kautschuk wird Gesänge enthalten müssen, die an Dantes Inferno erinnern!“

Als ich diesen Satz las, wurde ich unwillkürlich an einen Mann erinnert, der um den „Rubber“, um den Kautschuk, Unerhörtes hat leiden müssen: an den englischen Forscher P. S. Fawcett! Gewiß: außer ihm, dem stillen, bescheidenen Mann mit dem schmalen Gesicht, sind Tausende, Zehntausende schon verdorben, gestorben am Gummi; Nigger, Nestizen, Soldaten, Farmer, Tramps, Arbeiter.

Sein Schicksal aber ist das eigenartigste von allen. Und vielleicht auch das schwerste . . .

In dem kommenden Epos vom Kautschuk wird daher auch sein Name nicht fehlen dürfen!

Fawcett, sein Sohn und Raleigh Kimmel — die gemeinsam auszogen, um das Innere des Mato Grosso zu erforschen — sind weder Gummikaufleute noch Angestellte der American Rubber Company, sondern sie sind Gelehrte, die vom Gummi bis dahin wahrscheinlich nur den lateinischen Namen des Gummibaumes und seine Eigenarten kannten. Vielleicht haben sie auch gewünscht, daß man aus dem Seringa (wie der Portugiese sagt) Autoreifen und Bälle machen kann; vielleicht aber auch nicht.

Sie kamen, alle drei, mit dem Gummi zum erstenmal in Berührung, als sie ihre große Expedition nach Südamerika vorbereiteten. In Fawcetts Kopf hatte sich der Plan eingepreßt, die Trümmerstätten jener „weißen Indianer“ zu suchen, die irgendwo im Innern Brasiliens liegen sollen, mitten im Urwald, im Sumpf, in der Wildnis. Diese Suche aber kostete Geld, Tausende von Pfund — die weder Fawcett noch sein Sohn noch Kimmel hatten.

Die drei Männer sind von Pontius zu Pilatus gelangt, von Museum zu Museum.

Sagenhafte Schätze haben sie den Direktoren versprochen: Gold und Diamanten und uralten wunderbaren Zierat. Alles das soll — heute noch — auf dem Grund eines riesigen Sees ruhen im Mato Grosso; und sie wollen es heben! Sie wollen nicht einen Pfennig haben von diesen Schätzen, alles wollen sie den Sammlungen kostenlos überlassen. Nur: man soll ihnen das Geld geben zur Ausrüstung ihrer Expedition!

Die Direktoren der Museen wußten wohl, daß Fawcett ein „jerischer Forscher“ ist, ein Mann, der weiß, was er will. Sie möchten ihm schon Geld geben, ein paar tausend Pfund, um dagegen eventuell die Schätze der weißen Indianer einzutauschen. Aber die Zeiten sind schlecht auch für staatliche Museen und Sammlungen.

Fawcett gab den Kampf nicht auf. Er veröffentlichte Aufsätze, in denen er seine Ziele und Pläne erläuterte. Er sprach von der Schmiedekunst der alten Cujebastämme, von ihrem Schmied, ihren handgeschmiedeten Waffen, ihrem herrlichen Zierat. Er sang das Hohenlied einer großen, längst vergangenen Schönheit . . .

Aber auf den begeisterten Sammler und Forscher will niemand hören. Und niemand will die notwendigen Darlehen bereitstellen. Bis plötzlich — im August 1924 — zwei Männer zu ihm in seine Wohnung in New York kommen: breite und feste Schuhe an den Füßen, eine kurze Pfeife zwischen den gesunden Zähnen, offene, nüchterne Gesichter. Wieviel Geld er wohl haben müsse für seine Expedition, fragen sie ihn.

Fawcett — er glaubt an ein Wunder oder an einen Traum — nennt Summen, die phantastisch in seinen eigenen Ohren klingen. Aber die beiden Banker ziehen wortlos die Scheidbücher, die Füllfedern tragen: „Bitte sehr!“

Oberst P. S. Fawcett, sein Sohn und Raleigh Kimmel starteten am 10. Jänner 1925. Sie haben selbst ein Segelschiff gechartert, das mit Kurs auf Buenos Aires ausläuft. Die große Fahrt in vergangene Jahrhunderte kann beginnen . . .

Zwar sind da einige Bedingungen zu erfüllen, die die beiden Banker gestellt haben: die auf einer großen Karte eingezeichnete Marschroute durch den Mato Grosso ist möglichst genau einzuhalten, sie haben allerlei merkwürdige In-

strumente mitzuschleppen, und schließlich den Auftrag, Gummi zu suchen, den Gummibaum. „Wir haben Interesse dafür“, haben die beiden Geldgeber kurz geantwortet, als Sawcett fragte. Trotzdem suchten Sawcett und seine Leute die Schwäne, die — uralter Ueberlieferung nach — die Indianer vor den vordringenden Konquistadoren Spaniens und Portugals in den geheimnisvollen See im Mato Grosso versenkt haben. Aber diese Schwäne interessieren die Welt nur sehr bedingt. Viel mehr interessieren Gummi und Gummibäume! Deshalb auch ausgerechnet die Companhia Ford Industrial do Brazil in Boa Vista sich eifrig um das Wohlergehen der Forscher bemüht.

Zeit sieben Jahren sind Sawcett und seine Begleiter verschwunden in der Unendlichkeit des brasilianischen Urwaldes, heute erst kommen endlich Nachrichten von ihnen: sie sollen von Indianern im Sumpfsgebiet gefangengehalten sein. Warum: Aus welchem Grunde? Die Welt kann nicht verstehen, das Gelehrte, ruhige, unpolitische Forscher, mit genauer Kenntnis der Sitten der Landesbewohner eingesperrt sein sollen von den Eingeborenen.

Ist das wirklich so unverständlich? 1200 Hektar des brasilianischen Urwaldes sind bisher von der Companhia Ford Industrial gepflanzt und mit 1.200.000 Gummibäumen besetzt worden. 26.000 eingeborene Arbeiter tun im Fieberland auf den Gummipflanzungen Sklavendienste. Ihr Schrittmacher war — wenn auch unbewußt — der Oberst Sawcett. Und sie werden, je nachdem wie Sawcetts Berichte lauten, weiter ins Innere vordringen, immer weiter und weiter. Und immer mehr Eingeborene werden herausgerissen aus ihrer Ruhe, werden gespannt in den Dienst der Gummiverke — für eine Flasche schlechten Branntweins, für eine Handvoll Mais.

Ist es wirklich so unverständlich, daß die Indianer sich wehren auf ihre Weise gegen diese Entwicklung? Sie haben — sicherlich — nur ein unwichtiges Glied einer ungeheuren Maschinenriehe bilden können, sie haben — ganz zweifellos — einen Unschuldigen erwischt. Aber es ist dies die einzige Waffe, die sie gegen die Industrialisierung und Zivilisierung haben: die Forscher gefangen zu halten, die unbewußt und gegen ihren eigenen Willen als Schrittmacher der amerikanischen Auto- und Gummiindustrie tätig sein sollten!

W. Hoepfner-Platow.

Den Reichen!

Von Edward Carpenter.

Sind sie nicht mein, die ewigen Dünkel, sagt der Herr, von wo aus ich, über die Föhrengipfel hinweg, in die Täler blicke?

Die saftigen Tristen mit braunem und weißem Weidewiech und die Ströme mit Wehren und Wassermühlen?

Und die saftblühenden Aehren und die Kelche der leuchtenden Apfelblüte...

Von meinen Bergterrassen übersehe ich wie von einem Thron meine Länder...

Sind sie nicht mein, wo ich wohne — und für meine Kinder?

Wie lange wollt ihr sie mit dem Neze eures Schleims überziehen und mit dem Geschwäg von Rechten und Eigentum?

Wie lange wollt ihr eure Häuser bauen, um euch und euer Zeug darin zu verbergen? Um euch von euren Brüdern und Schwestern abzuschließen — und von mir?

Hütet euch! — denn ich bin der Sturm; mich führen eure Eigentumsrechte nicht!

Mit Blitz und Donner, mit Flut und Feuer will ich eure Felder verwüsten und verheeren!

Eure Erstgeborenen will ich in eurem Hause schlagen und ich will euren Reichtum zum Spotte machen!

Narren, die von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde nicht wissen, ob sie leben werden!

Und die dennoch einander die Dinge entreißen wollen, die ich ihnen in Fülle gab!

Denn ich will keinen, der nicht allen seine Tür öffnet und anderen gibt, was ich ihm gegeben habe!

Die Bäume, die ihre Äste gegen den Abendhimmel strecken, der Marmor, den ich seit Millionen Jahren in der Erde bereitete, das Weidewiech, das über Myriaden von Hügeln streift. Mein sind sie für alle meine Kinder.

Und wenn du deine Hände auf sie legst, um sie allein für dich zu haben — dann bist du verflucht!

Der Fluch des Eigentums wird sich an dich hängen;

Mir beschwerter Braue und bedrücktem Herzen, matt, der Freude unfähig, ohne Frohheit

Wirst du, ein Fremder in dem Lande, das ich zu deiner Wonne schuf, umherkriechen!

Der kleinste Vogel auf deinem Gute wird in den Zweigen Freiheit singen, der junge Ackermann wird in der Furche pfeifen...

Aber du wirst verdrossen und einsam sein — vergessen und ein Abgeschlossener unter den Menschen:

Denn genau insoweit du dich vom geringsten meiner Kinder abgeschlossen hast, hast du dich von mir abgeschlossen!

Ich, der Gott Demos, habe es gesprochen — und die Berge sind mein Thron!

Dies und das.

Als älteste Stadt der Welt gilt Damaskus, das schon vor der Zeit Abrahams vorhanden war und von Uz, dem Enkel Sems, gegründet worden sein soll.

Eine elektrische Lokomotive von 34 Meter Länge und einem Gewicht von 245 Tonnen wurde für die Schweizerischen Bundesbahnen fertiggestellt. Die Riesenlokomotive kostete eine Million Schweizer Franken.

Der Erfinder des Mikroskops ist der holländische Türhüter Anthony van Leeuwenhoek, Delft, der Mitte des 17. Jahrhunderts so viele seltsame Dinge durch seinen selbstzusammengestellten Apparat sah, daß seine Zeitgenossen über seine Berrücktheit nicht genügend lachen konnten.

Ein Pferdehuf besteht aus einer harten Hornschale, die innen mit Fleisch und Blut gefüllt ist. Der Hufnagel darf also nicht länger als 38 Zoll sein.

Weiteres.

Die böse Post. Schneider: „Der Postdienst ist augenblicklich in einer elenden Verfassung.“ Freund: „Habe ich garnicht bemerkt.“ Schneider: „Aber ich. Im vorigen Monat habe ich einhundertachtzig Rechnungen mit der Bitte um sofortige Zahlung zur Post gegeben, und soweit ich bemerken konnte, haben nur zwei meiner Kunden ihre Briefe empfangen.“

Der Unterschied. „Wenn man einem Esel einen Topf Bier und einen Topf Wasser hält, was nimmt er?“ — „Den Topf Wasser!“ — „Und warum?“ — „Weil er ein Esel ist!“

Der Unterschied. „Haben Sie viel Schnee gehabt in diesem Winter?“ — „Nicht soviel wie mein Nachbar?“ — „Nun, wieso?“ — „Nun, das Grundstück meines Nachbarn ist doppelt so groß als das meine!“

Rätselhafte Geschichte. Vater las aus der Zeitung vor: „Hier steht, daß nach einer Statistik von fünf Kindern immer zwei unartig sind.“ — „Komisch!“ schüttelte die Mutter den Kopf, „wir haben sechs. Ich möchte mal wissen, wer unsere artigen gekriegt hat!“

Klaviratkrakoben. „Ich habe gehört, in Australien können die Leute mit den Füßen spielen.“ — „Ich glaube, mein Nachbar tut das auch. Nur vergißt er anscheinend, vorher die Stiefel auszuguziehen.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 83.

Von Triltsch Gustav, Wistertchan. (Original)

Schwarz: Kc6; Bd6, e6, f6 (4).



Weiß: Kb4; Da2; La1, h1; Bc3, f3, g3 (7).
Matt in zwei Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 80: Dh1-g2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Rudolf, Edmund Ferdinand, alle aus Wittkau; Bentel Wilhelm, Arnsdorf bei Teitschen; Jentert Eduard, Schaba; Kessler Edward, Bokau; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haiba, Dinnebier Emil, Teitschen (Gratuliere, hoffentlich folgen noch weitere 50); Kotola A. J., Bodenbad II; Sachs Anton, Trauschowitz; Kraus Gerhard, Lurn; Hilgert Hermann, Neu-Wistritz; Wäldorf Adolf, Teitschau; Albert Rudolf, Prosseditz; Quast Adolf und Triltsch Gustav, Wistertchan; Zeitmader Arthur und Matěha Rudolf, Zweitnitz; Hoyer Otto, Saaz; Günther Karl, Krochvíz; Pachmann Reinhold, Teitschau.

H. Anton, Schönfeld: Bitte mit über die Serienspiele im 1. Bezirk zu berichten.

H. Josef, Kostomitz: Bitte mit mitzuteilen, ob du die beiden Zwei-Züger brauchst, sonst verwende ich dieselben.

V. Kreis, II. Bezirk.

Die Bezirksmeisterschaft fand am Sonntag, den 24. April, ihren Abschluß. Als Sieger ging Arbeiter-Schachklub Wistertchan hervor. In der 5. Runde gewann Wistertchan I gegen Lurn mit 7 1/2 : 1/2 Punkten. Zukmantel und Schwald schieden mit 4 : 4 Punkten. Nachtrag zur 4. Runde: Schwald gegen Lurn 5 : 3 für Schwald.

Endstand:

Wistertchan I 4 Siege, 25 1/2 Punkte.

Zukmantel 2 1/2 Siege, 20 Punkte.

Schwald 2 1/2 Siege, 20 Punkte.

Lurn 1 Sieg, 9 1/2 Punkte.

Wistertchan II 0 Siege, 5 Punkte.

Die Bezirksmeisterschaft errang Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz, mit 5 Punkten.